



pax christi Regionalverband Ost
Sonnenweg 13

01445 Radebeul

Tel 0351/4798642

E-Mail: pcostreinerwanke@web.de



Dr. Georg Pohler

+ 11. Februar 2020

Inhalt (Auszug)	Seite
Wort des Geistlichen Beirats	3
Abschied von Georg / Schorsch Pohler	4
Unser Vater – Vater unser	6
„Schorschi war dabei“	10
30 Jahre nach der gewaltfreien Revolution	20
Berufsinformationstag in Halle	25
Weltgebetstag 2020	26
Rückschau auf den Ökumenischen Festtag 2019	29
Terminvorschau	31

Anschrift

pax christi, Regionalverband Ost
Sonnenweg 19
01445 Radebeul
Tel. 0351/4798642
e-mail: pcostreinerwanke@web.de

Vorstand des Regionalverbandes

Reiner Wanke, Radebeul, Tel. 0351/4798642 (Vorsitzender)
Prof. Dr. Christian Wilhelm, Markkleeberg, Tel. 0341/3384489
Pfr. Wolfgang Gröger, Leipzig, Tel. 0341/5503069 (Geistlicher Beirat)

Wir bedanken uns bei allen, die für diesen Rundbrief gearbeitet haben.

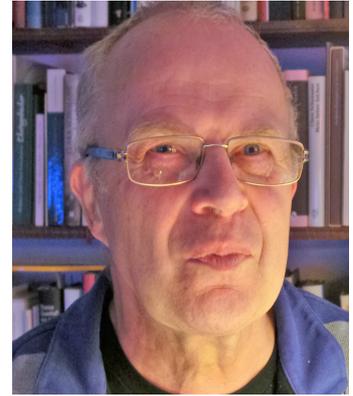
Redaktion: Reiner Wanke, Brigitte Schmeja

Fotos/Bilder: Teils privat, teils aus dem Internet, und nur zum internen Gebrauch bestimmt

Gestaltung: Hedwig Groß, Tel. 06174/5641; e-mail: hedwig.gross@arcor.de

Druck: Thomasdruck, Leipzig

Jesus Christus spricht: Wachtet! (Mk 13,37)



Frühjahr 2020.

Leben im Kontrast.

Die wärmende Sonne lässt die Natur erwachen.

Ein unsichtbares Virus versetzt das öffentliche Leben in Schockstarre.

Kein Ort dieser Welt scheint ausgespart.

Ein Ende ist nicht abzusehen.

Für zahllose Menschen geht es um Leben und Tod.

Andere Zeitgenossen halten das für ein Gerücht.

Frühjahr 2020

Unvorstellbares ist passiert.

Seit dem 15. März sind die Feiern von Gottesdiensten und Heiligen Messen verboten.

Bis auf weiteres.

Nicht wegen Gottlosigkeit oder Kirchenfeindschaft, sondern wegen Ansteckungsgefahr.

Gesundheit geht vor.

Unvorstellbares passiert.

Und wo bleiben unser Glaube, unser Engagement?

Ist alles umsonst? Mitnichten.

Anfechtungen gehören dazu.

Der Satz aus dem Markusevangelium hat viele Christen durch den Monat März begleitet.

Jesus Christus spricht: Wachtet!

Im Evangelium steht die Aufforderung im Zusammenhang mit dem kommenden Weltende, worauf sich Christen vorbereiten sollten.

„Haltet die Augen offen, ihr wisst nicht, wann der Herr des Hauses zurückkommt.

- Es könnte abends sein oder mitten in der Nacht oder im Morgengrauen.

- Nicht, dass Er euch schlafend antrifft!

- Ich sage es euch, und das gilt allen: Seid wach!“

In der Verbundenheit des Glaubens grüßt Euch aus Leipzig

Euer Wolfgang Gröger

Abschied von Georg / Schorsch Pohler

Den Schwerpunkt dieses Rundbriefs bilden diesmal Beiträge anlässlich des Todes von Georg Pohler. Wolfgang Gröger hat für pax christi ost einen Nachruf verfasst. Friedel Fischer hielt bei der Beerdigung die abgedruckte Ansprache. Sohn Gregor Pohler reflektierte beim Requiem beeindruckend „Unser Vater – Vater unser“. Und vor seinem Tod setzten sich Gisela und Schorsch mit dem Journalisten Sven Heitkamp zusammen und schrieben den Rückblick „Schorschi war dabei“, der Pohlers zu ihrer Verwendung überlassen wurde.

Rainer Wanke

„und vergesst nicht, einen neuen Termin zu machen!“

Am 11. Februar 2020 verstarb in Leipzig **Dr. Georg Pohler** nach schwerer Krankheit

Gemeinsam mit seiner Frau Gisela war er Jahrzehnte lang Anlaufpunkt für engagierte Christen in der katholischen Kirche.

Mit dem Abschied von Georg Pohler verbinden sich Erinnerungen an Glaubens- und Kirchengeschichte. Die Älteren erzählen immer wieder von den Priestern Clemens Rosner und Hans-Friedrich Fischer, die als „Väter“ und Freunde durch kirchenfeindliche DDR-Zeiten halfen. Mit gleichgesinnten Familien im Neubaugebiet Leipzig-Grünau unterstützte man sich bei der christlichen Erziehung der Kinder und der Verweigerung militärischer Vereinnahmung durch den DDR-Staat.

Die Pohler-Familie hat Kirche in Leipzig nie ausschließlich „katholisch“ gelebt. Sie hat erlebt, wie Kirche im sozialistischen Neubaugebiet entstand und gelebt wurde, ökumenisch.

Später kam die Mitgestaltung der Friedensgebete in der Nikolaikirche hinzu.

Hier übernahmen Pohlers auch Verantwortung im „Bezirkssynodalausschuss für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“.

Überregional vertraten sie katholische Christen bei den Vernetzungstreffen der Friedensgebetsgruppen.

Unbeirrt öffneten Pohlers ihr Haus am Stadtrand von Leipzig zum Feiern und für die Aktivitäten als Pax Christi.

Bis zuletzt machte sich „Schorsch“ Sorgen um die Gruppe. Einer seiner letzten Sätze war: **„und vergesst nicht, einen neuen Termin zu machen!“**.

Die Pax Christi Gruppe vergisst ihn nicht, bestimmt nicht beim nächsten Zusammentreffen.

Und nun möge Schorsch schauen, was er geglaubt hat.

Wolfgang Gröger

Selig, die keine Gewalt gebrauchen!

Ansprache von Friedel Fischer bei der Beerdigung

Liebe Gisela! Liebe Gregor und Uta, Benny und Sandra, liebe Enkel und Urenkel von Schorsch, Ihr lieben Freunde und Begleiter seines Weges! Liebe Schwestern und Brüder in Christus !

Wir dürfen in dieser Stunde Dank sagen für Schorsch's Leben, für ein rundum geglücktes Leben. **Maßstab für ein geglücktes Leben.** Das könnte man mit Fug und Recht als Überschrift über Schorsch's Leben schreiben. Jesus hat selber einmal im Johannesevangelium gesagt: „Ich bin gekommen, damit sie Leben haben, und es in Fülle haben.“ Ein erfülltes, geglücktes Leben, das ist das Ziel Jesu für uns. In der dritten Seligpreisung der Bergpredigt finden wir auch gleichsam den Schlüssel für solch ein geglücktes Leben wie das von Schorsch und Gisela

„Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.“ Hier heißt es nicht: „Selig, die ihre Ellenbogen gebrauchen.“ Das ist ja heute in unserer Gesellschaft üblich. Um etwas zu besitzen, muss man es sich erkämpfen; da muss man die Ellenbogen gebrauchen. Aber nein, ganz im Gegenteil heißt es hier: „Selig, die **keine** Gewalt anwenden.“ Was 1989 hier in Leipzig in unserem Volk geschehen ist, hat letztlich seine Wurzeln auch in dieser Seligpreisung. Dass von heute auf morgen das ganze kommunistische Regime der DDR zusammengebrochen ist, wo doch dieses Regime so sehr Druck ausgeübt hatte, wo sie scheinbar alles so fest im Griff hatten, wo die Gewalt triumphiert hatte. Von heute auf morgen hat die Gewaltlosigkeit triumphiert. Und die Wurzeln dieses Zusammenbruchs der DDR liegen nicht zuletzt in den vielen Christen, zu denen auch Schorsch Pohler gehörte, die sich damals zum Gebet versammelt haben, die ganz bewusst auf Gewalt verzichtet haben, und die mit ihrer Gewaltlosigkeit gleichsam provoziert haben, dass auch das DDR-Regime nicht mehr mit Gewalt an der Macht bleiben konnte. Auch hier ist es so gewesen, dass die Gewaltlosigkeit über die Gewalt triumphiert hat.

Was an diesem Beispiel sichtbar wird, geschieht im Leben jedes einzelnen. Letztlich wird derjenige das Sagen haben, der keine Gewalt anwendet, der es sich leisten kann, auf Gewalt zu verzichten. Deshalb sind die Seligpreisungen der Bergpredigt nicht Vertröstung auf das Jenseits, sondern Handlungsanweisungen für ein geglücktes Leben. Schorsch hat das mit Gisela gewußt und sie haben mit ihren Kindern auch danach gelebt.

Dafür dürfen wir heute Dank sagen. Maßstäbe für ein geglücktes Leben. Jesus möchte, dass unser Leben geglückt und erfüllt ist so wie es das Leben von Schorsch war und von Gisela und ihrer ganzen Familie ist. Eben darum hat Jesus uns diese Seligpreisungen zugerufen. Lasst uns versuchen, so entschieden wie Schorsch das getan hat, als Glaubende zu handeln. Amen.

Hans-Friedrich Fischer



Unser Vater - Vater unser

Das „Vater unser“ haben wir gerade gemeinsam gesprochen. Jetzt möchte ich kurz noch ein „Unser Vater“ ergänzen.

Wir danken euch allen, dass ihr so zahlreich erschienen seid. Es ehrt unseren Vater und hier in der Kirche auch den „Vater unser“.

Das sind natürlich prinzipiell zwei verschiedene Dinge, und es ist auch in keins-ter Weise blasphemisch gemeint, aber es hat bei genauerer Betrachtung fast mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.

Unser Vater, den wir als Kinder noch Vati nannten, war eigentlich immer schon eher ein Vater. Natürlich gibt es einige hier, die ihn schon vorher kannten. Bestimmt gibt es auch Anekdoten die eher unväterlich waren. Aber davon weiß

ich nicht viel und soll hier auch nicht Thema sein. Er war auch für unsere Mutter Gisela nicht immer nur Schorsch, sondern manchmal auch „Unser Vater“.

Benny und ich kannten ihn erst seit etwa 50 Jahren. Und er hat maßgeblichen Anteil daran, dass wir kurze Zeit später auch den „Vater unser“ kennengelernt haben. Hier in dieser Kirche, die unser Vater vor etwa 75 Jahren erstmals gesehen hat. Als kleiner Junge schon hat unser Vater hier mit dem „Vater unser“ gesprochen. Bis zuletzt war ihm dieser Dialog wichtig. Er hat auch mehrmals kurz vor seinem Tod noch betont, dass er keine Panik hat, denn Gott ist die Liebe. Das hat ihm und natürlich auch uns den Abschied bedeutend leichter gemacht.

Unser Vater war uns allen ein sehr wichtiger Mensch, besonders weil er sich selbst nicht so wichtig genommen hat. Es ging ihm meist um die Gemeinschaft, Harmonie und gutes gemeinsames Auskommen. Er war ein wichtiges Korrektiv in unserer Familie und auch in anderen Gemeinschaften und Kreisen in denen er war, und für alle fast immer konsensfähig. So wie der „Vater unser“ für eine größere Gemeinschaft.

Unser Vater hat Benny und mir, mit unserer Mutter und dem Segen vom „Vater unser“, biologisch das Leben geschenkt, und wir haben es auch vielfach weitergegeben. Unser Vater hat auch unsere Frauen und später unsere Kinder und Kindeskinde selbsterständlich als Familienmitglieder aufgenommen. Und niemand hatte bei ihm das Gefühl, nicht angenommen zu sein.

Er hat das Wort Familie auch nicht so begrenzt wie andere gesehen und ähnelt unserem „Vater unser“ darin sehr. Es konnte praktisch jeder kommen und aufgenommen werden. Sicher wurde das auch manchmal über das normale Maß hin genutzt, aber er hat das nie so gesehen. Wenn jemand seine Hilfe brauchte, hat er sie gegeben. Selbstlos und ohne Erwartung einer Gegenleistung. Wie der „Vater unser“.

Zum Glück war er handwerklich nicht so begabt, sonst hätten wir wohl nie etwas von ihm gehabt. Seine Fähigkeiten lagen eher im zwischenmenschlichen und diplomatischen Bereich. Besonders sei dabei hervorgehoben, wie wenig Generationsschranken es bei ihm gab. Er hat es irgendwie geschafft, dass das Alter der Personen, mit denen er sich umgab, unerheblich war. Ganz im Sinne des „Vater unser“.

Unser Vater hat uns nicht nur Laufen, Schwimmen und Fahrradfahren beigebracht, nein, er hat uns auch das Leben beigebracht. Bei allem Verantwortungsbewusstsein auch mal genießen und ausruhen. Ich habe bei dieser Lektion lei-

der besonders gut aufgepasst. Er hat uns auch beigebracht, zu hinterfragen und nicht alles klaglos zu akzeptieren. Diskutieren ohne zu streiten. Oder nach einem Streit sich auch wieder zu vertragen.

Unser Vater liebte auch ganz besonders das gedruckte Wort, jedes. Da hat er uns ein großes Vermächtnis hinterlassen.

Eine Sache hat er sich aber auch gegönnt, bei der er auch menschlich subjektiv und zuweilen auch ein bisschen parteiisch unsachlich sein konnte. Das war der Sport im Allgemeinen und Fußball im Besonderen. Da konnte er auch schon mal die früher grün-weiße, heute rot-weiße Brille aufsetzen und Gegner haben. Natürlich alles im Rahmen, und gegenüber Anderen blieb er auch bei diesem Thema sehr friedlich, aber polarisieren konnte er da schon.

RB Leipzig wird nicht von allen geliebt. Muss es ja auch nicht, aber für unsere Familie hat der 2009 gegründete Verein eine ganz spezielle Bedeutung.

Unser Vater - früher Chemie-Leipzig Fan, hatte mir dementsprechend als Vorbild gedient, und ich wurde auch ein Chemiker. Benny, der sonst gedanklich eher mehr Gemeinsamkeiten mit dem Vater hatte als ich, musste natürlich opponieren und wurde LOK-Fan. Jedenfalls waren wir im Fußball eine entzweite Familie.

Zu Wendezeiten und danach gab es dann aber wichtigere Dinge als Fußball. Nicht nur der Fußball in Leipzig lag darnieder, sondern auch unser Interesse daran. LOK und Chemie verloren sich in Insolvenzen und internen Streitigkeiten. Als man gerade nicht mehr wusste, welche Mannschaft noch Original und Tradition ist und welche Kopie und Neugründung, kam RB auf die Welt und vereinte uns zufällig wieder im Fußball.

Seitdem haben wir sehr viel mehr Zeit miteinander verbracht, mit gleichen Zielen und Wünschen. Es war bis zum Schluss ein sehr intensives Miteinander, auch wenn es „Nur“ um Fußball ging. Nach seiner Diagnose hat er das alles noch viel bewusster wahrgenommen und mit seinem ihm eigenen Humor auch immer wieder treffend kommentiert. Ich denke da ganz besonders an das 8:0 gegen Mainz, wo er immer wieder sagte: „Dass ich so was noch erleben konnte, ist toll“, oder Anfang Dezember in der Kabine von RB bei einer Stadionführung, als er Willi Orban und Stefan Ilsanker traf und ihnen das Versprechen abnahm, Herbstmeister zu werden, da er ja leider das Ende der Saison nicht mehr erleben wird, oder das letzte Spiel, das er mit uns gemeinsam am Fernseher er-

lebt hat, als er schon nur noch flüstern konnte, flüsterte er uns ins Ohr: „Einen Punkt in München zu holen, ist noch mal ein tolles Erlebnis“.

Vermutlich unterscheidet sich unser Vater in diesem Punkt am stärksten vom „Vater unser“, aber wer weiß, vielleicht lenkt „der da oben“ den Sport ja auch so ein bisschen als Zeitvertreib und zur Belustigung und ist dabei auch nicht immer politisch korrekt.? Ich würde es wünschen.

Unser Vater hat so viel im Leben erreicht, dass er im sicheren Bewusstsein gegangen ist, es ist Alles gut. Er wird auch weiterhin Dinge erreichen und Gutes tun, ohne dass er es vorhersehen konnte, da er in uns allen weiterlebt.

Er und nicht das Wetter heute, hat es z.B. auch geschafft, dass ich lange Hosen und feste Schuhe trage. Nicht, dass er mir das je gesagt hätte. Er ist es, der mir einflüstert, ich sollte es heute tun, warum auch immer. Und da mache ich es auch. Vermutlich freut er sich darüber.

Danke für Alles - VATER -
Deine Familie
Gregor Pohler



Schorschi war dabei

Georg und Gisela Pohler, ihr Leben in der DDR und ihr Kampf in der Katholischen Kirche für die Friedliche Revolution



Bundesarchiv, Bild 183-1990-0522-033
Foto: Gahlbeck, Friedrich | 22. Mai 1990

Mein Name ist Georg Pohler, ich bin am 2. Juli 1940 im damaligen Schlesien geboren, in Lambsdorf zwischen Neiße und Oppeln. Der Ort war im Ersten und Zweiten Weltkrieg ein Besonderer, weil dort ein riesiger Truppenübungspatz lag und später auch ein Konzentrationslager, das als die „Hölle von Lambsdorf“ in die Geschichte einging. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben es Polen als so genanntes Arbeitslager für deutsche Kriegsgefangene genutzt. Meine Großeltern und eine Tante sind dort gestorben. Aber meine Tante und Taufpatin Magdalena hat es überlebt. Sie hat uns später aus West-Berlin mit wertvollen Westwaren versorgt und uns nach der Wende geholfen, unser schönes Haus hier in Baalsdorf bauen zu können.

1945, als die Front uns überrollte, sind wir weiter Richtung Westen geflohen und kamen zunächst bei einem Onkel in Schlesien unter. Dort haben meine Eltern auf dem großen Gut mitgearbeitet. Eine harte Zeit: Mein Vater ist an einer Rippenfellentzündung schwer erkrankt, meine Schwester ist tödlich verunglückt und meine Mutter hat bleibende nervliche Schäden davongetragen. Von 1945 bis 1947 waren wir unterwegs und im Grunde auf der Flucht, haben oft in Lagern gelebt. Deshalb weiß ich, was es heißt, Flüchtling zu sein. Mit den organisierten Trecks kamen wir 1947 nach Leipzig, sind anfangs in Taucha

gelandet, mit dem kranken Vater und einer kranken Mutter. Von dort bekamen wir Unterkünfte in Leipzig. Das erste Quartier war ein Zimmer für uns alle drei in der Klingenstrasse in Plagwitz bei einer Hausbesitzerin, die einen Raum für uns abgeben musste. Mein Vater hat noch kurze Zeit als Zimmermann auf einem Holzplatz gearbeitet, aber da war er schon sehr krank. Er hatte in den letzten Jahren Tuberkulose und starb 1958.

„Der Pole“

Mit 7 Jahren bin ich in die Schule gekommen, ich hatte einen oberschlesischen Akzent, der eben nicht sächsisch klang. Für die anderen Kinder in der Klasse war das polnisch – ich war für die der Pole. Das war kein toller Anfang in Leipzig, und es hat eine Weile gedauert, bis ich Freunde gefunden habe.

Da mein Vater Arbeiter war und meine Mutter als Reinigungskraft arbeitete, konnte ich unter den sozialistischen Vorzeichen auf die Oberschule gehen. Für meine Kinder war das später anders herum: Weil ich nach dem Studium und der Promotion als Intelligenzler galt, durften meine Kinder später nicht studieren, weil die DDR-Führung meinte, dass sie genug Intelligenzler hätten.

Abitur habe ich von 1955 bis 1959 gemacht, danach folgte ein Jahr Praktikum in der Bergbauindustrie: erst in der Wolframzinnerzgrube in Pechtelsgrün, dann im Braunkohlentagebau in Laubusch in der Lausitz. Das Praktikum war Voraussetzung für das Studium. Das Leben in den Arbeiterwohnheimen war tatsächlich eine prägende Zeit für mich. Ich konnte erleben, wie es an der so genannten Basis zugeht. Dann habe ich fünf Jahre in Freiberg an der Bergakademie studiert: Ingenieur-Ökonomie für Bergbau und Tagebau.

In die Kohle

Nach dem Studienabschluss, ab 1965, begann meine Arbeit in der Planung und Rationalisierung im Braunkohlenkombinat Bitterfeld. Erst war ich im BKW Mulde-Nord bei Gräfenhainichen, dann direkt im Kombinat in Bitterfeld und schließlich in der elektronischen Datenverarbeitung, die in der DDR Ende der 60er Jahre losging. Damit kam ich zum deutschen Brennstoffinstitut in Freiberg und habe in der Einsatzgruppe für EDV in Leipzig gearbeitet. Wir mussten die Prozessrechner auf den Tagebaugeräten installieren, um die Prozessdaten und den Tagebaubetrieb elektronisch zu erfassen. Die Auswertungsdaten sollten für eine bessere Steuerung des Tagebaus genutzt werden. Daraus wurde ein Optimierungsmodell für die gesamte Braunkohleindustrie und für das Energiewesen der DDR erarbeitet.

„Ich wusste gar nicht, was die alle an dem finden“

Gisela und ich haben uns schon 1960 in Freiberg kennengelernt. Gisela hat damals in Freiberg im Krankenhaus gearbeitet. Ich ging gleich zu Beginn meines Studiums in die Katholische Studentengemeinde. Da waren fast nur Männer, bis auf Gisela und ein paar andere junge Frauen. Einige Mädchen haben damals vom Schorsch geschwärmt, erzählt Gisela, die anfangs die Zuneigung der anderen nicht teilte: „Ich wusste gar nicht, was die alle an dem finden“, sagt sie. Verlobt haben wir uns 1966, ein Jahr nach dem Studium, verheiratet sind wir seit 1967. Wir hätten auch gern eher geheiratet, wenn Tante Magdalena aus dem Westen es zugelassen hätte. Aber sie hatte gute Gründe: Da mein Vater tot war, haben die Tante und ich meine Mutter unterstützt. Sie hat damals bei einem Arzt als Haushaltshilfe gearbeitet. Ich konnte ihr von meinem Stipendium ein wenig abgeben – weil ich in der Kneipe auch mal ein Bier weniger trank als die anderen. Tante Magdalena hat großen Wert darauf gelegt, dass ich Geld von meinem ersten Berufsjahr an die Mutter abgebe.

Zurück nach Leipzig

Unsere erste Wohnung hatten wir in einem Hinterhaus im Lauerschen Weg in Markkleeberg, die hatten wir damals vom Krankenhaus vermittelt bekommen. Das Haus war früher der Pferdestall des Generals von Schwarzenberg – noch mit feuchten Wänden und ohne Dämmung. Dort ist damals Gregor geboren. Von dort ging es für uns in die Klarastraße in Plagwitz, wo Benni geboren ist. Es folgte eine Drei-Raum-Neubauwohnung des Betriebs in Schönefeld. Dann ging es 1980 nach Grünau. Da ich mich bei der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft als Objektleiter engagiert hatte, wurde ich nun gefragt, ob ich auch nach Grünau ziehen würde. Damals war der Stadtteil noch gar nicht fertig, überall war Schlamm. Aber wir bekamen eine Zwei-Raum Wohnung mit zwei halben Zimmern für die Jungs. Das war schon ganz schön eng, und dann hat Gregor 1986 auch noch Uta geheiratet, und Sara kam auf die Welt. Die haben anfangs alle noch bei uns gewohnt – bis sie eine eigene Wohnung bekommen haben.

Die Partei

Die SED hat mich an manchen Stellen meines Lebenswegs gefragt, ob ich in die Partei eintreten würde, unter anderem gleich nach dem Studium in Bitterfeld. Ich hatte aber immer eine klare Meinung dazu: Das ich nicht in die SED gehe, weil ich eine christliche Weltanschauung habe. Aber auch nicht in die CDU, weil mir das als Nationale Front unter Leitung der SED suspekt war. Parteipolitisches Denken und Gezänk ist mir bis heute fremd geblieben, weil es so sehr bremsend für die Gesellschaft ist.

Die parteipolitische Verweigerung habe ich deutlich zu spüren bekommen. Ich durfte zwar promovieren, aber sie haben mir klar gesagt: Denken Sie nicht, dass Sie danach eine Leitungsposition bekommen, wenn Sie nicht der SED oder einer Blockpartei beitreten. So ist es dann auch gekommen. Das höchste auf der Karriereleiter war, das ich einmal Gruppenleiter werden konnte. Aber da ich wusste, woran ich bin, hat es mir nichts ausgemacht. Es hat nur finanziell eine Rolle gespielt, aber die Familie hat meine Haltung mitgetragen. Wir sehen uns dennoch nicht als Opfer der DDR. Wir haben uns immer gesellschaftspolitisch engagiert – bis zur Wende und danach.

Bei den Oratorianern

Kirchlich waren wir damals eng mit den Oratorianern verbunden, eine Priestergemeinschaft, die nicht in einem Kloster, sondern in der Karl-Heine-Straße beim Plagwitzer Bahnhof ansässig war. Das „Oratorium des Heiligen Philipp Neri“ war an der Liebfrauen-Pfarrei in Lindenau und hatte in der DDR eine wichtige Bedeutung. Es war eine geistvolle Gemeinschaft, die vielen unterschiedlichen Menschen einen Zufluchtsort bot und sie dazu ermutigte, Kirche und Gesellschaft mitzugestalten. Diese Gemeinschaft war für mich und Gisela sehr wichtig und prägend.

Unsere Auseinandersetzungen mit der DDR wurde in den 80er Jahren immer schärfer, als der Staat unsere Jungs zur Armee einziehen wollte. Ich selbst bin erst 1974 – also mit 34 Jahren – für etwa ein halbes Jahr zum Dienst in der NVA in Neubrandenburg eingezogen worden. Eigentlich dachte ich, dass ich wegen einer schweren Meniskus-Verletzung und mehrerer Knie-Operationen durch Sportverletzungen als untauglich gelte und nicht eingezogen werden würde. Nach den Erfahrungen bei der Armee kannte ich den Militärdienst von innen und habe zu den Jungs gesagt: Ihr könnt nicht zur Armee, das ist blanker Mist! Besonders der blinde Kadavergehorsam! Wir wollten unsere Kinder zum Frieden erziehen, nicht zum Krieg. Ein Krieg gegen den Westen wäre ja ein Bruderkrieg geworden! So wurden Gregor und Benni Bausoldaten. Besonders hart war für uns als Eltern, als Benni für vier Wochen in die Haft nach Schwedt musste. Wir hatten große Angst um ihn in der Zeit.

Die Friedensgebete beginnen

Auch schon in den Jahren davor haben wir gemerkt, dass wir unsere Kinder stärker unterstützen mussten, weil sie nicht zur GST, der Gesellschaft für Sport und Technik, und zur Schießausbildung sollten. Wir mochten diese vormilitärische Ausbildung nicht. Einige befreundete Eltern haben sich dafür zusammengesetzt. Wir wollten, dass es statt der Wehrerziehung das Fach Friedenserziehung geben sollte. So hat sich aus einem Kreis von Gleichgesinnten auch der Frie-

denkskreis Lindenau-Grünau gebildet. Zudem hatten wir ab 1979/1980 Kontakt zum westdeutschen Friedenskreis „Pax Christi“. Deren Vertreter konnten während der Messen nach Leipzig kommen und haben uns unterstützt. Heute bin ich dort Mitglied.

Schon ab dem Herbst 1982 haben wir uns an den ersten Friedensgebeten montags in der Nikolaikirche beteiligt. Anfang waren es nur 10 bis 15 Menschen, die sich im Altarraum der Kirche versammelt haben – auch wir Katholiken unter dem Dach der evangelischen Kirche. Während die Thomaskirche eher städtisch war und mehr Kompromisse mit dem Staat eingehen musste, konnte St. Nikolai die Türen für die Friedensgebete öffnen und bot einen geschützten Raum. Unser Friedenskreis Lindenau-Grünau hat dort sehr früh erste Friedensgebete mit vorbereitet und gestaltet. Ab 1984 wurden die Friedensgebete von den Pfarrern Christoph Wonneberger und Christian Führer übernommen. In der Zeit kamen auch immer mehr Gruppen dazu. Der Ablauf war meist so, dass ein Pfarrer die Runde begrüßte, es wurde zu aktuellen politischen Themen gesprochen und ein so genanntes „Zeugnis der Betroffenheit“ abgelegt. So konnten viele Informationen unter die Leute gebracht werden. Es ging zum Beispiel um den Umweltschutz und den Zustand der Pleiße oder um die Menschenrechte.

Auf dem Olof-Palme-Friedensweg

Wir wollten damals etwas gegen die Ungerechtigkeiten tun und für die Presse- und Reisefreiheit. Wir haben auch am Olof-Palme-Friedensweg an der Elbe teilgenommen. Der Marsch setzte sich aus mehreren Pilgerwegen zusammen, die im Sommer 1987 durch die DDR führten. Das war schon eine bemerkenswerte Demonstration. Wir wollten Rückgrat zeigen gegenüber dem Staat und Verbesserungen in der DDR erreichen. Es musste sich ja was ändern. Dass schon wenige Jahre später die Mauer fallen und Deutschland vereinigt würde, konnten wir uns damals natürlich nicht vorstellen.

Der Vorgang „Schorsch“

Es kamen immer mehr Menschen zu den Friedensgebeten in der Nikolaikirche. Wir haben daneben auch Friedenssonntage zu aktuellen Themen in den katholischen Gemeinden in Grünau, Plagwitz oder Lindenau abgehalten. Unter anderem hatten wir den Anwalt und Kirchenvertreter Wolfgang Schnur eingeladen, der damals auch Beauftragter für die Bausoldaten war. Später hat sich herausgestellt, dass er IM der Stasi war. Die Stasi hatte auch Interesse an mir, es gab da einen eigenen Vorgang. Aber die haben bald gemerkt, dass es bei mir nichts wird und haben als Ergebnis notiert: „ungeeignet“. Stattdessen habe ich später erfahren, dass man acht oder neun IMs auf mich angesetzt hat. Uns

wurde eine „negativ-feindliche Grundeinstellung“ bescheinigt. Um 1986, 1987, 1988 zog sich der Kreis immer enger, es gab den konspirativen Stasi-Vorgang „Schorsch“. Da wurden auch Telefongespräche abgehört.

In jener Zeit sind immer mehr Leute aus der DDR über die „sozialistischen Bruderländer“ im Osten ausgereist. Wir hatten mit dem Fernsehen ein Schaufenster in den Westen und konnten viele Entwicklungen verfolgen. Aber für uns war immer klar: Wir wollten hierbleiben und hier etwas verändern! Wir hatten hier unsere Freunde und unsere Familien und so sollte es bleiben. Die Entscheidung stand für mich schon einmal am 13. August 1961 an, am Tag des Mauerbaus. Ich war damals 21 und an jenem Tag mit meiner Mutter im Westen. Sie wollte am liebsten drüben bleiben, aber ich wollte mein Studium hier zu Ende bringen.

Ökumenische Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

Die Art der Zusammenkunft der Menschen in einem „Konziliaren Prozess“ als gemeinsamer Weg der christlichen Kirchen zu Frieden, Gerechtigkeit und zur Bewahrung der Schöpfung hat schon Dietrich Bonhoeffer Anfang der 1930er Jahre angestoßen. Dieser Gedanke kam in den 80er Jahren in der evangelischen Kirche der DDR wieder hoch. Sie wollte den Prozess des Friedens anstoßen. Es hat eine Weile gedauert, dann wurde der Gedanke von den Kirchen in Europa aufgenommen, einen konziliaren Weg zu gehen. Die Katholische Kirche wollte eigentlich nur als stiller Zuschauer und Zuhörer teilnehmen. Da haben wir als Katholiken in der DDR darum gekämpft, dass wir als Katholische Kirche offiziell an dem Prozess teilnehmen. Allerdings war für die Katholische Kirche der Begriff „konziliar“ durch das vatikanische Konzil belegt. So ist als Kompromiss der Begriff von der „Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ entstanden. Damit war die Katholische Kirche einverstanden und hat 27 offizielle Teilnehmer bestimmt. Einer der 13 Laienteilnehmer war ich.

Die Ökumenische Versammlung hatte fast 130 Teilnehmer und stieß einen 15 Monate dauernden Diskussionsprozess über die Probleme der Kirchen in der DDR an. Ihr Titel lautete zunächst: „Eine Hoffnung lernt gehen.“ Die Ökumenische Versammlung hielt 1988 und 1989 drei Sitzungen in Dresden und in Magdeburg ab und erhielt 10.000 Zuschriften über die Probleme der Menschen aus allen Gemeinden – ein riesiger Fundus. Zum Abschluss legten die Delegierten der 19 unterschiedlichen Kirchen Ende April 1989 in Dresden zwölf Texte vor, die eine wichtige Rolle spielen sollten. Behandelt wurden elf

Themen wie Umweltschutz, Friedenserziehung, Gerechtigkeit und solidarisches Zusammenleben und als zwölfter Komplex die theologische Grundlegung. Die haben fantastische Arbeit geleistet.

Auch wir als Friedenskreis Lindenau/Grünau haben unsere Themen und Probleme an das Komitee gesendet. Uns ging es vor allem um Frieden und Friedenserziehung sowie Schöpfungsbewahrung – vor allem das Zusammenführen von Ökologie und Ökonomie. Das brisanteste Thema für den Staat war allerdings „Leben und Bleiben in der DDR“. Die IMs haben noch bis zum Abschluss in Dresden versucht, es zu Fall zu bringen. Ich war damals in der Arbeitsgruppe Friedenserziehung. Da wurde eine Diskussionsgrundlage erarbeitet und in die Gemeinden zur Diskussion gegeben – bis es die dritte, endgültige Fassung gab, die im April 1989 von allen Gemeinden bestätigt wurde. Ehe die gedruckten Broschüren unter die Leute gebracht werden konnten, kam die Friedliche Revolution. Aber wenn man die Papiere heute liest, merkt man: Das ist immer noch sehr aktuell.

Ein Wahl-Beobachter

1989 beschlossen Bürgerrechtler, das gesetzlich erlaubte Recht auf Anwesenheit und Beobachtung bei der Stimmauszählung der Wahlen zu nutzen, um Betrug aufzudecken. Bei den Kommunalwahlen im Mai 1989 ging es los. Ich wollte auch in ein Wahllokal, kam aber zuerst nicht hinein. Aber dann war ich doch bei einer Auszählung in einer Schule in Grünau dabei. Wir haben jede Nein-Stimme gezählt – und es war klar: Da ist betrogen worden, entweder bei der Auszählung oder bei der Zusammenfassung der Zahlen.

Die Montagsdemos

Mit dem Weltfriedenstag am 1. September bekamen die Montagsdemos eine neue Dimension. Am 4. September fand zum ersten Mal nach der Sommerpause wieder das Friedensgebet statt, und es war zugleich Herbstmesse in Leipzig – das Fenster zum Westen war damit geöffnet. Vor der Nikolaikirche wurde von Leipzigern das große Transparent „Für ein offenes Land mit freien Menschen“ ausgerollt. Nur einige Sekunden später rissen junge Männer der Stasi die Plakate herunter. Darauf rief die Menge: „Stasi raus“! Die Bilder der westlichen Fernsehkameras gingen um die ganze Welt. Einen Montag später, am 11. September, begannen die ersten Demos, aber die Nikolaikirche war umstellt von Polizei. Damals riefen die ersten Menschen: Wir wollen raus! Andere riefen: Wir bleiben hier! Das stand auch eine Kette der Bereitschaftspolizei, da mussten wir durch. Aber die gingen nicht auseinander. Wir hatten große Angst, aber irgendwann haben wir einen Weg gefunden. In der Woche darauf, am 18. Sep-

tember, wuchsen die Demonstrationen immer mehr an, es kamen immer mehr Menschen; auch die Stasi schickte ihre Leute.

Dann kam der 9. Oktober. Auch die Reformierte Kirche am Ring und die Michaeliskirche am Nordplatz hielten Friedensgebete ab. Damals gab es den „Aufruf der Sechs“ zur Friedlichkeit und Gewaltlosigkeit, der in den Kirchen und im Stadtfunk verlesen wurde. Wir sind trotzdem in die Stadt gegangen und haben uns dem Demonstrationzug angeschlossen. Wir hatten große Angst, dass geschossen wird, aber wir dachten auch: Wir können die anderen nicht allein lassen. Gisela und ich waren an dem Abend zu Zweit, wo unsere Jungs waren, wussten wir nicht genau. Es gab an dem Tag keine Transparente und wir haben gerufen: „Keine Gewalt!“ und „Wir bleiben hier!“ Am Abend dieses 9. Oktober waren wir sehr glücklich, dass nichts passiert war und haben gedacht: Wir haben es geschafft!

Stasi-Besetzung

Ein wichtiger Einschnitt war schließlich am 4. Dezember die Stasi-Besetzung in der Runden Ecke. Wir waren ab dem 5. Dezember dabei, Gisela war zum Beispiel in den Stasi-Objekten in der Gustav-Mahler-Straße und in der Hans-Driesch-Straße. Wir haben Räume verschlossen und kontrolliert, dass keine Siegel gebrochen werden. So ist das Bürgerkomitee entstanden, an dem wir uns beteiligt haben. Es gab Sitzungen in der Runden Ecke. Ich wurde sogar gefragt, ob ich bei der neuen Gauck-Behörde für die Stasi-Unterlagen arbeiten würde. Aber das habe ich abgelehnt. Soviel Negatives konnte ich nicht ertragen.

Schließlich gab es im März 1990 die letzte Volkskammerwahl. Es war zugleich die erste demokratische der DDR. An der Durchführung in einem Wahllokal in einer Schule in Grünau haben wir uns wieder beteiligt, um Manipulationen bei der Wahl zu verhindern. Das war mir persönlich sehr wichtig, denn die Arbeit im Wahllokal wollten wieder genau diejenigen übernehmen, die sagten: Wir haben es doch schon immer gemacht. Aber ich wollte nicht, dass die Leuten von früher wieder unter sich sind.

Stadtrat für die Grünen

Zur Stadtverordnetenversammlung habe ich auf der Liste von Bündnis90 / Die Grünen kandidiert. Gisela hat für die Wahl noch Wahlzettel verteilt und handschriftlich darauf geschrieben: Wohnt in Grünau! Denn der andere Kandidat für Grünau hatte keine Ahnung von dem Viertel. Ich kam zwar in unserem Wahlkreis nur auf den zweiten Platz. Aber nachdem der Erstplatzierte auf einen Job in die Stadtverwaltung gewechselt ist, wurde sein Platz frei, und ich wurde sein

Nachrücker. So wurde ich von 1991 bis 1995 Stadtverordneter. Danach bin ich selbst ins Schulverwaltungsamt als Personalverantwortlicher gewechselt und musste mein Ehrenamt als Stadtrat aufgeben. Die Braunkohlegesellschaft Mi-brag hatte auch ein Interesse daran, ihre Mitarbeiter abzubauen. Schließlich habe ich noch im Amt für Statistik und Wahlen gearbeitet – das war für mich ein schöner Abschluss meiner beruflichen Laufbahn, bis ich 2003 in Rente ging.

Ein Wartburg aus dem Westen

Zwischenzeitlich haben wir das Haus in Baalsdorf gebaut. Dabei hat uns die Tante unterstützt, sonst hätten wir kein Eigenkapital gehabt und keinen Kredit bekommen mit über 50. Zuerst wollte uns die Tante ihr Haus im Weserbergland geben. Aber das war sehr klein und wir kannten dort ja niemanden. Das wollten wir nicht. Schließlich haben wir uns für diese Siedlung entschieden und sind sehr zufrieden hier. Aber ohne die Tante wär es nicht gegangen. Wir haben ja auch Autos von ihr geschenkt bekommen, sogar zu DDR-Zeiten. Da hat sie uns über den Geschenkdienst Genex Geld geschickt. Damals bekamen wir einen Wartburg, der war uns lieber als ein Mazda. Die Autos waren gekennzeichnet mit den Buchstaben UC auf dem Kennzeichen. So konnte jeder sehen, der es wusste, dass es ein Auto aus dem Westen war.

Im Rückspiegel

Im Rückblick denke ich: Der enorme Widerspruch zwischen den Menschen in der DDR und dem SED-System entstand aus den ganz lebens-praktischen Problemen der DDR-Bürger und wurde ab 1987 immer größer.

Als die Menschen die Angst vor der Stasi und vor dem Staat verloren, war es aus mit der DDR. Die Herrschenden der SED haben bis dahin nur mit der Angst und dem Schweigen der Leute regiert. Diesen Punkt haben die Kirchen aufgebrochen mit der Botschaft von der Kanzel: Lasst euch keine Angst machen! Das war ein wichtiger Punkt, der sich ausgebreitet und die DDR zum Einsturz gebracht hat.





**Schorsch Pohler als gefragter Gesprächspartner und historisch erfahrener Stadtführer beim Leipziger Katholikentag 2017
- und als pax-christi-Freund**



Regionalverbandstreffen 2017 in Leipzig, bei dem Schorsch sich als langjähriger Sprecher von diesem Posten verabschiedete.



„30 Jahre nach der gewaltfreien Revolution: welche Welt hinterlassen wir unseren Kindern?“

**Vortrag am 12.10.2019 beim Regionalstellentreffen:
Rückblick auf 50 Jahre**

1. Zunächst schaue ich zurück

Ich bin gerade 70 geworden und fragte mich noch vor gut einem Jahr: wo bleibt denn der Protest der Jugend? Hockt sie nur noch hinter den Computern und in Scheinwelten? Passt sie sich an und jede/r sucht allein den eigenen Glücksweg?

Ich sehe aus westdeutscher Sicht drei große Aufbrüche in meiner Lebenszeit.

•1968/9 waren wir 20 Jahre jung, und ich erinnere mich, wie ich es nicht abwarten konnte, an die Uni zu kommen. Daraus wurde schnell (in Abgrenzung gegen „linke Chaoten“ und „rechte“ RCDS-Studenten und „fromme“ Evangelikale) ein sozialer, dann ein „sozial-politischer“ Arbeitskreis der Katholischen Studentengemeinde, der bald unter dem Einfluss von Prof. H. E. Richter dann die IGE, die „Initiativgruppe Eulenkopf“ wurde, ein Gemeinwesen-orientierter Solidaritätsansatz in einer der Obdachlosensiedlungen Gießens.

•1988/9 spürten wir erneut – 20 Jahre später – den Atem der Geschichte. Diesmal aus der verkrusteten DDR. Eine dreifache Ökumenische Versammlung (Dresden-Magdeburg-Dresden) half, die Angst überwinden und neue ökonomische, ökologische und soziale Herausforderungen zu benennen. Ich war eingeladen zu einem regionalen Kirchentag 1988 in Eisenach - noch mit viel Resignation und Vorsicht. Diese Vorsicht lernte ich verstehen, als mir DDR-Bürger nachher im kleinen Kreis von ihrer Angst und Gefahr erzählten, dass ihnen im Fall versuchter Republikflucht ihre Kinder entzogen würden. 1989 kam dann in Basel eine Ahnung fallender Grenzen hinzu (die 1. „Europäische Ökumenische Versammlung“, dank der Impulse aus den Kirchen in der DDR). Die Delegierten aus der DDR liefen wie alle ohne Kontrolle über drei nahe Grenzen durch Schweiz, Deutschland und Frankreich – eine stark beeindruckende symbolische Handlung für und mit allen Konferenz-Teilnehmenden. Dann im Herbst in Leipzig und überall: wachsender Protest und Mauer-Öffnung!

Und es folgte eine Ära der „humanitären Militäreinsätze“, mit und auch ohne UN-Mandat wie im Kosovo, intensiviert nach dem 11. September 2001 in Afghanistan, Irak, etc. – und es folgte nach 1990 und wieder fünfzehn Jahre später die weltweite Flüchtlingsbewegung als Gegenreaktion: Sie kamen zu uns „als Boten des Elends“ (H. Froehlich) - so dauerte es 30 Jahre bis zum nächsten großen politischen Aufbruch. Waren die Neunziger ein verlorenes Jahrzehnt oder eines, in dem Neues ausgebrütet wurde? Der Zivile Friedensdienst im Westen beispielsweise, von dem ich erzählen kann; oder ein neues politisches Selbstbewusstsein und Selbstverständnis im Osten Deutschlands?!

•2018/19: dann der Klima-Aufstand. Aber auch eine Neu-Formierung der recht(sextrem)en Szene mit internet-gestütztem wachsendem Hass, wie übrigens auch schon nach 1990/91, wo wir uns mit Kerzendemos aus der erschreckten Lethargie zum demokratischen Bürgerprotest befreiten.

Spätestens alle 20, gar 30 Jahre also ein Generationen-Impuls! Ein Neuanfang?! Und immer wieder sind es die Jungen: Im Prager Frühling 1968 genauso wie im arabischen Frühling vor einigen Jahren, oder jetzt gerade am 20.9.2019 (Sa.) mit ca. 1,4 Millionen Menschen in Deutschland beim weltweiten Klimaprotest.

Und wie so oft schließt sich dann der ältere Teil der Bevölkerung wieder an, der schon resigniert sich zurückgezogen hatte. Aber schon nach wenigen Jahren stets Repression, Resignation, Gegen-Gewalt. (zuerst werden Proteste ignoriert, dann lächerlich gemacht, dann bekämpft und schließlich durch Vereinnahmung abgeschwächt und integriert, was eine neue historische Runde erfordert, z.B.

„Lebensstil“. Und immer wieder auch die Spaltung der Protestbewegung in konsequent Gewaltfreie und tendenziell Gewaltbereite... Was hat es politisch jeweils ausgelöst?

Ich kann nur für mich und die westliche Perspektive antworten:

Willy Brandt rief 1968 unsere Generation auf, in die Parteien und Strukturen einzuwandern: „Mehr Demokratie wagen!“ Bei uns reichte das bis zur Realpolitik von Helmut Schmidt, der uns zurief: „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen!“ Wir fanden Halt und Impulse zum Weitermachen in der Gemeinschaft von Taizé („Kampf UND Kontemplation“); ich selbst ab 1971 (während meines Forschungs- und Studienjahres in Paris), als zum künftigen „Konzil der Jugend“ von Frère Roger aufgerufen wurde. Dann rief der ÖRK in Nairobi 1975 die Jugend auf, und wir reagierten mit „Ohne Rüstung leben“ und der „ÖIEW“. Neues geschah durch Carl Friedrich v. Weizsäcker nach der Weltversammlung der Kirchen in Vancouver 1983, als er zum „Konzil des Friedens“ aufrief – ein Impuls der angesichts der römisch-katholischen Reserven zum „Konziliaren Prozess (für Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfung)“ herabgestuft und verlängert wurde und die Politik beeinflusste. Ein Impuls, der aus den Kirchen in der DDR kam und ihnen bei der Wende entscheidend half.

2. Haben wir versagt?

Und wie sehen wir heute den Brief von 1989 an unsere Kinder (und Enkel); wie fühlt er sich an im Lichte der Fridays for Future-Demos?

„Was hinterlassen wir unseren Kindern?“ fragen wir uns heute hier in Leipzig. Und was wurde versprochen. Ich zitiere aus 1989:

„Was haben wir gemacht? Wir haben nachgedacht und gebetet und wieder nachgedacht, was zu tun ist mit einer Welt, die wir Euch ziemlich kaputt übergeben müssen. Dann haben wir die Ergebnisse aufgeschrieben. Hier sind die wichtigsten:

Wir alle müssen aufpassen, dass es noch lange Zeit Bäume gibt, die in einen blauen Himmel wachsen können. Wir alle müssen uns dafür einsetzen, dass niemand mehr einen anderen Menschen in einem Krieg erschießt. Wir alle müssen teilen lernen, dass niemand mehr verhungert. Wir alle müssen uns darum bemühen, dass jeder kleine und jeder große Mensch sicher und geschützt in einer heilen Natur leben kann.

Wenn wir müde geworden sind, sollt Ihr an unsere Stelle treten. Das ist eine schwere Aufgabe, auf die man vorbereitet sein muss. Deswegen haben wir Euch ein wenig von der Ökumenischen Versammlung erzählt.“

Noch ein kurzer Beitrag zum Heute: wir machten ja gerade neue /alte Erfahrungen und Ermutigungen am Welttage des Klima-Protestes, dem 20. September (der übrigens auch noch „Weltkindertag“ war!) und könnten uns hier sicherlich viele Begegnungen erzählen: ich selbst über die Paderborner Demo mit 2.000 und in Kassel mit 5.000 Teilnehmenden; viele von euch von der großen Demo in Leipzig und anderswo. Wenn wir uns dabei vor Ort vergleichen als Generationen, was ja nicht ausbleibt, sage ich:

WIR waren diesmal ausdrücklich eingeladen!! Als Verstärker und Unterstützer und Unterstützerinnen - JA. Aber wir verstanden uns nicht als Motivierende oder Führende NEIN. Und wenn wir er unsere 30jährigen Erfahrungen berichten, dann bitte nur auf Anfrage und nicht als besser wissende Lehrer.

Allgemein dazu noch ein paar grundsätzliche Gedanken: Es gibt nicht „Versagen“ und „Gelingen“. Es gibt dazwischen das „immer strebend sich Bemühen“ (Goethe). Es gibt den „langen Atem“ nicht nur der Geschichte, sondern auch den der Akteure. Und dazu braucht es das motivierende Erinnern UND die vor-ausschauenden Visionen.

Aber wir Älteren müssen doch wohl – ähnlich wie die Kirchen nach der Nazi-Zeit– sagen: wir haben nicht klar genug protestiert, nicht heiß genug geliebt, nicht konsequent genug Alternativen entwickelt!

Ich kann für meinen Teil sagen: ich habe mich vor 40 Jahren mit meiner Familie in doppelter Motivation in das kleine Dorf Wethen (zw. Paderborn und Kassel) begeben, um „in Gruppe“ zu leben (s. „Gemeinsam unterwegs. Ökumenische Gemeinschaft Wethen“ vom Juni 2019).

Unsere Motivation war und ist: Einerseits um täglichen Kontakt zu Nachbarn, Weggefährten und der Natur zu haben; andererseits um nicht zu abhängig zu sein von kaum überschaubaren (städtischen) Strukturen. Es geht mir um Autonomie und Selbstbestimmung.

Unser Lebens- und Arbeitsprojekt mit der gleichzeitigen Fixierung auf den lokalen und globalen Aspekt ist geblieben. Dieses „kleine“ Wethen und die großen Kirchen, vorab die EKD, sind in enger Verbindung geblieben und die ökumenische Vernetzung ist vorangekommen. Allerdings haben wir keine

Zuzüge mehr unter 45 Jahren und nehmen uns vor, gemeinsam „fröhlich älter zu werden“. Mitte 80er Jahre kamen Gäste oft von EKD nach Wethen (als Basisgruppen-Koordinationsstelle).

(vgl. 1988 meine Teilnahme in Brasilien als Basismensch bei EKD-Delegation – als “Feigenblatt“??)

3. Der innere Weg bei alledem (drei Aspekte: evang./jesuan./politisch)

Taizé als Auffanglager des religiös motivierten Teils der 68er nannte ich schon. Und heute möchte ich nach all den Jahrzehnten drei Aspekte nennen: Wir sind im wahrsten Sinne evangelischer geworden – vgl. meine Erfahrungen mit der katholischen Kirche in Afrika: die zwei Gesichter von Kirche seit JP II: revolutionär im Kampf für Bürgerrechte und Rechtsstaat – konservativ bei überkommenen ethischen Werten - ja, aber leider auch bei kirchlichen Strukturen – was nach den nicht wieder gut zu machenden Skandalen mit Geld, Macht und Sex in der Kirche nun endlich zu einem neuen synodalen Prozess in der KK führt – unter den ängstlich-besorgten Blicken vatikanischer Behörden ...

Wir sind jesuanischer geworden. Dazu ein paar Tagebuch-Aufzeichnungen meines intensiven Pilgerweges in Israel/Palästina aus dem Jahre 89. Der Einfluss von Wilfried Warneck war enorm in dieser Hinsicht; von ihm lernte ich: Kirche ist keine bzw. nicht zuerst Institution, sondern eine Nachfolgebewegung Jesu. Zelte waren Gottes Haus im AT, und keine Steinkirchen und Paläste: „Seht Gottes Zelt auf Erden...“. Und als „König“ Salomon Bauleute und Helfer aus dem Ausland (etwa Libanon) holte, um einen Steintempel in Jerusalem zu bauen, gab es durchaus prophetische Gegenstimmen. Und lange hielt sich das Königtum nicht bei den Hebräern. Das „Buch der Könige“ ist nur eine Episode des Ersten Testaments geblieben. Noch heute ist der „Tempel“ umstritten. Und im jesuanischen Zweiten Testament ist nur noch Gott als Instanz über allen Herrschern und Macht-Missbrauchenden genannt: ein Gott, den Jesus liebevoll Abba, Vater nannte.

Und: Wir sind politischer geworden – im Sinne eines radikalen Eintretens für die „res publica“ durch möglichst viele bourgeois, die zu citoyens werden.

4. Perspektiven

Ich zitiere aus meinen Überlegungen nach der „Tsunami-Welle“ der sog. Einheit aus dem Jahre 1992: „Die 90er (als nachholende) Konsumjahre in Ostdeutschland haben den ökologischen Aufbruch von Westen her um ein Jahrzehnt verzögert. Der grün-ökologische Impuls (seit 1983) ging insgesamt fast ganz verloren.“ - und verlangsamte sich jedenfalls bis zu den beiden Neuauf-

brüchen seit 2015, die links die Klimakrise und rechts die Zuwanderung als Anlass zur jeweiligen Radikalisierung thematisieren.

Vielleicht provozieren uns die genannten Thesen ein wenig. Besonders die vom verlorenen Jahrzehnt der 90er Jahre. Das wäre gut und notwendig für beide Seiten. Ich danke Euch für's Zuhören und lade zur Diskussion!

Dr. Reinhard J. Voß
34474 Wethen
rjv.kongo@gmail.com

Berufsinformationstag im Elisabeth-Gymnasium in Halle

Am 8. März 2020 fand im Elisabeth-Gymnasium in Halle der jährliche Berufsinformationstag statt, der den Schüler*innen der Oberstufe die Möglichkeit bot, verschiedene Angebote zur Berufsorientierung wahrzunehmen. Ein Teil davon war die „Messe“ in der Aula, auf der sich verschiedenste Arbeitgeber, Ausbilder, Sprachreiseanbieter und Freiwilligendienstorganisationen vorstellen. Brigitte Schmeja und ich konnten dort pax christi vertreten und die Freiwilligen Friedensdienste vorstellen. Das Interesse der Schüler*innen war groß. Viele wollen nicht direkt nach dem Abitur an die Uni, sondern erstmal ins Ausland



und dort reisen, arbeiten oder Sprachen lernen. Die Freiwilligendienste bieten dafür eine wunderbare Möglichkeit: ein Jahr im Ausland leben und arbeiten - in einem Projekt gewinnt man in der Regel tiefere Einblicke in die Kultur des Gastlandes als beim bloßen Reisen. Eine weitere positive Besonderheit der Freiwilligendienste ist natürlich, dass sie die Freiwilligen nichts kosten und umfangreiche Vor- und Nachbereitung beinhalten, anders als die Angebote kommerzieller „Freiwilligendienst-Vermittler“. Also - macht ruhig auch in eurem Umfeld die Friedensdienste von pax christi weiter bekannt! Wir hoffen auf viele Bewerbungen für die Ausreise im Sommer 2021!

Elena Rother

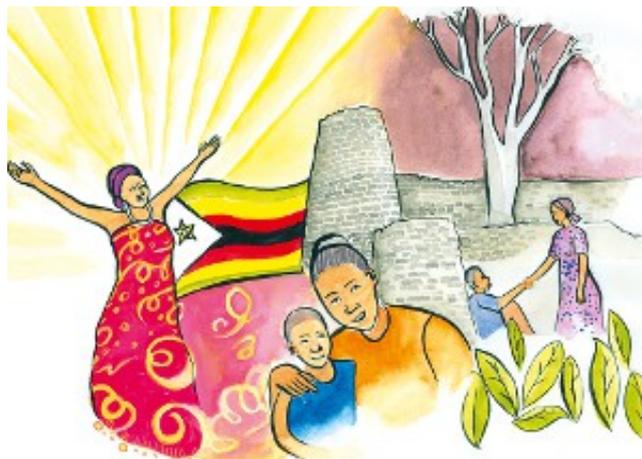
Weltgebetstag 2020

In diesem Jahr stand das Land Simbabwe im südlichen Afrika im Zentrum des Gottesdienstes. Eine ökumenische Frauengruppe des Landes hatte den Gottesdienst erarbeitet.



Der Leitgedanke des Gottesdienstes war die Aufforderung Jesu an den gelähmten Mann am Teich Bethesda. Dieser lag dort bereits 38 Jahre in der Hoffnung, dass jemand ihn in das Wasser trägt, wenn der Teich in Wallung gerät. Nur wer als erster in das wallende Wasser gelangt, kann geheilt werden (Joh. 5,2 – 9a). Da kam Jesus vorbei und sah den Glauben des Kranken, der von ihm Heilung erhoffte. Und Jesus rief ihm zu: „Steh auf und geh!“ Sofort konnte er aufstehen und ging umher.

„Steh auf und geh!“ verstehen die Frauen von Simbabwe als Anruf Gottes an sich selbst: Steh auf und traue dir etwas zu, verändere deine Situation, habe Mut dazu, Jesus wird dir Kraft geben, wenn du auf ihn hoffst.



Aus welcher Situation wollen die Frauen Simbawwes aufstehen? Sie sind in einer von Männern dominierten Gesellschaft groß geworden. Ihnen ist die soziale, wirtschaftliche und politische Teilhabe noch weitgehend verwehrt. Sie leiden u.U. unter Missbrauch, häuslicher Gewalt, Polygamie, Zwangs- bzw. Frühverheiratung und müssen nicht selten zulassen, dass Kinderehen ihrer Kinder geschlossen werden.

Insgesamt steckt Simbabwe in einer Regierungs- und Wirtschaftskrise. Das Land ist tief verschuldet, erhält keine internationalen Kredite und hat keine Entschuldung erfahren. Es fehlt ebenso an einer gesundheitlichen Grundversorgung.

Die Frauen Simbabwe fragen sich: was habe ich gewagt, welche Veränderungen habe ich mit erstritten? Sie haben erkannt: Nur gemeinsam können sie ihre Situation verändern und ihre Selbstermächtigung stärken. Der Glaube an Jesus Christus gibt ihnen die Kraft aufzustehen und zu gehen!
Sollte uns das nicht alle nachdenklich machen?

Brigitte Schmeja

Elias Habib – unser Misereor-Gast 2020

Wir hatten das große Glück, vom 08. bis 12 März 2020 einen Misereor-Gast aus dem Libanon in unserem Bistum empfangen zu können.

Es war Elias Habib, ein Palästinenser, der 1969 in Zouk EL Khrab von palästinensischen Eltern geboren wurde. Diese waren in den fünfziger Jahren aus Israel geflüchtet. Als Kind von palästinensischen Flüchtlingen bleibt er selbst lebenslang Flüchtling.

Seit langem lebt er nun mit seiner eigenen Familie in einem großen palästinensischen Flüchtlingslager (Camp) am Rande von Beirut. Dort ergriff er vor über zehn Jahren die Initiative und gründete ein Projekt, um seinen eigenen Kindern und den anderen im Camp lebenden Kindern vorrangig Schulbildung, Ausbildung und damit eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Er rief das Projekt „Joint Christian Committee for social services“ (JCC) ins Leben, dessen Leiter er seit 2006 ist. Dieses Projekt wird seit längerem von Misereor unterstützt.

Seine Aufgaben dort sind u.a. die Begleitung von Fort- und Weiterbildungen für Lehrerinnen und Lehrer sowie die Leitung und Entwicklung neuer Programme zu Beginn eines jeden Schuljahres.

Das Lager, das über viele Jahre ein christlich-palästinensisches war, nahm zur Zeit des großen Flüchtlingsstromes aus Syrien aufgrund dortigen kriegerischen Auseinandersetzungen eine große Zahl syrischer Flüchtlinge auf, die in das Projekt mit eingebunden sind. Die Kinder, die häufig traumatisiert sind, haben aufgrund des Krieges, des Bombardements und mehrfacher Flucht oft über lange Zeit oder überhaupt noch keine Schule besucht.

Alle Flüchtlingskinder können nicht ohne weiteres eine libanesische Schule besuchen, da es dort zu wenige Plätze gibt. Häufig sind diese syrischen Flüchtlingsfamilien Mütter mit mehreren Kindern, die der Situation in Syrien entflo-

hen sind. Auf engem Raum leben sie im Lager mit den Familien der Palästinenser friedlich zusammen und üben solidarisches Miteinander ein.

Außerhalb des Lagers hat sich die politische Situation im Libanon in der letzten Zeit verschlechtert.

Soziale und religiöse Spannungen steigen mit der Zunahme der Zahl der Flüchtlinge. Diese haben weniger Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung und Arbeitsplätzen. Die relativ schwache libanesische Regierung grenzt Flüchtlinge mehr und mehr aus und macht sie zu Sündenböcken. Das bedeutet, dass nicht wenige in informellen Arbeitsverhältnissen ausgebeutet werden.

Ein Viertel der libanesischen Bevölkerung lebt selbst unterhalb der Armutsgrenze. Die Regierung hat politische Reformen versäumt und befindet sich in einer Krise, so dass der Aufbau eines funktionierenden Staates durch erforderliche Reformen nicht in Sicht ist.

Die Situation der palästinensischen Flüchtlinge ist im Besonderen dadurch gekennzeichnet, dass sie unabhängig davon, wo sie geboren sind, ihren Flüchtlingsstatus lebenslang behalten und keinen regulären Pass besitzen, d.h. staatenlos sind. Das bedeutet, sie haben kein eigenes Land, in welches sie zurückkehren können, sollte Frieden in Nahost einkehren.

Von allem, was Elias Habib uns und den Schülerinnen und Schülern, die wir in vier Schulen besuchen konnten, über das Leben im Libanon und im besonderen im Flüchtlingscamp durch Bild und Wort berichten konnte, waren wir tief beeindruckt.

Brigitte Schmeja

Interkulturelle Woche 2019

Im vergangenen Jahr war Halle ausgewählt worden, die bundesweite Eröffnung der Interkulturellen Woche zu gestalten. Umfangreiche Vorbereitungen mit Personen auf leitender Ebene waren dazu notwendig. Zunächst galt es, einen besonders festlichen ökumenischen Gottesdienst mit möglichst vielen Menschen aus den unterschiedlichen christlichen Kirchen und Kulturen vorzubereiten. Sehr unterstützt wurden wir dabei von der Geschäftsführung des Ökumenischen Vorbereitungsausschusses in Frankfurt / M., waren doch die christlichen Kirchen vor Jahren die Initiatoren dieser interkulturellen Unternehmung.

Viele verschiedene Nationalitäten und Kulturen sollten in dem Gottesdienst zu Wort kommen und in die gesamte Woche eingebunden werden. So konnten wir am 22. September 2019 in der Moritzkirche Halle einen festlichen Gottesdienst feiern, bei dem der katholische Bischof von Magdeburg, Dr. Gerhard Feige, die Initialpredigt zum Thema der Woche: „Zusammen leben - zusammen wachsen“ hielt.

Am Ende der Feier sprach eine Vertreterin der Muslime ein Grußwort an die Versammlung. Anschließend gab es eine frohe Begegnung im Moritzgarten. Die große Eröffnung für Stadt und Land fand am Montag, dem 23.09. auf dem halleschen Marktplatz statt.

Nach einigen Grußworten wurde eine Brücke vom Gottesdienst am Sonntag zur landesweiten Feier geschlagen mit einem besonderen Gedenken an die zahllosen ertrunkenen Flüchtlinge im Mittelmeer. Wir hielten eine Schweigeminute bei dem Glockengeläut des Campanile auf dem Marktplatz.

Das Bühnenprogramm wurde eröffnet durch ein Männerquartett aus Uganda, das KAWA-Quartett, das mit seinem Gospelgesang die anwesenden Besucher begeisterte.

Den Abschluss des Tages bildete ein interreligiöses Friedensgebet in der Marktkirche, bei dem die KAWA-Gruppe nochmals einen Abschlussgesang darbot.

Die übrigen Tage dieser Woche waren mit einem bunten, interkulturellen Programm gefüllt und fanden ihren Abschluss mit einem gemeinsamen Abend im Ratshof.

Niemand hätte in dieser bunten, friedlichen Woche daran gedacht, dass sich wenige Tage später das menschenverachtende Attentat auf unsere Synagogengemeinde ereignen könnte, das uns alle tief betroffen hat.

Brigitte Schmeja

Rückschau auf den Ökumenischen Festtag

Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung – dazu fanden sich Menschen vor 30 Jahren zusammen und dafür engagieren sich auch noch heute Menschen. Sie zu unterstützen, ist das Ziel des „Ökumenischen Wegs“, der am Buß- und Betttag, dem 20. November 2019, zu einem zu einem Festtag in und um die Kreuzkirche Dresden einlud.

„Der Festtag sollte Gemeinden und Menschen ermutigen, den Impuls des Ökumenischen Weges über 2019 hinaus weiterzuführen. Dazu gab es Workshops, die die Themenfelder des konziliaren Prozesses aufnahmen. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, was es für uns als Christen heute heißt, sich für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen.“

Im Anschluss an den Gottesdienst folgten viele der Besucherinnen und Besucher der Einladung ins Haus an der Kreuzkirche. Dort stellten sich an verschiedenen Tischen Gruppen vor, die an den Themen des konziliaren Prozesses arbeiten. Brigitte Schmeja und ich vertraten pax christi ost (sowie ich noch zusätzlich den Katholikenrat im Bistum Dresden-Meißen). Der Andrang war groß, galt aber hauptsächlich der Einnahme des Mittagsimbisses, für den leider die gleichen Tische vorgesehen waren. Trotzdem konnten Brigitte und ich einige interessante Gespräche führen.



Im Anschluss daran gestalteten wir zusammen mit dem Friedensseminar Königswalde und dem Martin-Luther-King-Zentrum Werdau einen Workshop „das deutlichere Zeichen christlichen Friedenshandelns“, wobei mit Brigitte Schmeja, Martin Böttger und Hans-Jörg Weigel drei Protagonisten von 1989 ihre Erfahrungen vom konziliaren Prozess einbringen konnten, aber auch reflektierten, wie wechselhaft der Weg danach verlief und wie notwendig das weitere oder vielleicht auch neue Beschreiten dieses Weges ist. Auch die weiteren 20 - 30 Teilnehmer gaben im „Beisammensein um die Osterkerze“ viele gute „Zeichen und Zeugnisse“ für unseren weiteren Weg als „Christen der Gegenwart“, wie es Martin John vom Friedensseminar Königswalde ausdrückte, mit dem ich die Veranstaltung vorbereitet hatte.

Reiner Wanke

Terminvorschau

Am Ende unseres Rundbriefes erfolgt immer die Terminvorschau, die aber diesmal wegen *corona* entfällt.

Der geplante Aktionstag Umwelt des Katholikenrats im Bistum Dresden-Meißen, den ich für pax christi mit vorbereitet hatte, ist auf 2022 verschoben.

2021 sind alle an Veranstaltungen zum Jubiläumsjahr des Bistums gebunden.

Für unsere diesjährige Regionalverbandskonferenz hatten wir den 10. Oktober 2020 festgehalten. Ob der Termin gehalten werden kann, wo wir uns treffen und zu welchem Thema, bleibt zunächst aber einmal offen.



Einen schönen Sommer noch – trotz allem!

Gebet für den Synodalen Weg

(in frauengerechter Sprache)

Gott, *unsere Mutter und* unser Vater,
Du bist denen nahe, die Dich suchen.
Zu Dir kommen wir mit den Fragen unserer Tage,
mit unseren Versagen und unserer Schuld,
mit unserer Sehnsucht und unserer Hoffnung.

Wir danken Dir für Jesus Christus,
unseren Bruder, unseren Freund und unseren *Helfer*.
Jesus Christus ist mitten unter uns,
wo immer wir uns in seinem Namen versammeln.
Er geht mit uns auf unseren Wegen.
Er zeigt sich uns in den Armen, den Unterdrückten,
den Opfern von Gewalt, den Verfolgten und an den Rand Gedrängten.

Wir bitten Dich,
sende uns *Deine heilige Geistkraft*, die neues Leben schafft.
Sie stehe unserer Kirche in Deutschland bei
und lasse sie die Zeichen der Zeit erkennen.
Sie öffne unser Herz, damit wir auf Dein Wort hören
und es gläubig annehmen.
Sie treibe uns an, miteinander die Wahrheit zu suchen.
Sie stärke unsere Treue zu Dir und
erhalte uns in der Einheit mit unserem Papst und der ganzen Kirche.
Sie helfe uns, dass wir Deine Gerechtigkeit und
Deine Barmherzigkeit erfahrbar machen.
Sie gebe uns Kraft und Mut, aufzubrechen und Deinen Willen zu tun.
Denn Du allein bist das Licht, das unsere Finsternis erhellt.

Du bist das Leben, das Gewalt, Leid und Tod besiegt.
Dich loben wir, jetzt und in Ewigkeit.

AMEN.